

Die Themen dieser Nummer

Am 9. Juli 1978 wird auf einer Sondersynode der Bischof für den Sprengel Schleswig gewählt. Zur Wahl stehen Propst Dr. Karl Hauschildt, Hauptpastor Prof. Dr. Dr. Wenzel Lohff, Propst Dr. Wilhelm Sievers und Ephorus Peter Stolt. FORUM stellte **sieben Fragen an die Bischofskandidaten**. Ihre aufschlußreichen Antworten veröffentlichen wir in Synopse auf den Seiten 2 – 17.

Auf ihrer Tagung vom 26. bis 28. Mai 1978 debattierte die Synode der Nordelbischen Ev.-Luth. Kirche **ein zweites Mal über die Besetzung der Pfarrstellen auf Zeit**. Hans-Peter Martensen war dabei. Über Verlauf und Ergebnis der Debatte berichtet er auf der Seite 18.

In diesem Jahr – vom 18. bis 20. September – findet der **Deutsche Pfarrertag in Emden** statt. Sein Thema lautet: »Positionen verlassen – Raum gewinnen«. Nicht nur die räumliche Nähe seines Tagungsortes, sondern auch die Zeitnähe seiner Themenstellung lassen ihn für uns besonders einladend werden. Über das interessante Programm und eine kostenlose Reisemöglichkeit informieren wir auf den Seiten 19 u. 20.

Sieben Fragen an die

1. Uns interessiert die innere Entwicklung, die Sie als Theologen und Pastor bestimmt hat. Von welchen theologischen Lehrern haben Sie gelernt, in welchen theologischen Auseinandersetzungen hat sich Ihre theologische Stellung profiliert?

Dr. Karl Hauschildt (58 J.)

Menschlich bin ich am stärksten von Vater und Mutter geprägt worden. Sie beeinflussten meine innere Entwicklung sehr stark. In christlicher Hinsicht war mein Elternhaus weniger bestimmend, weil es wie bei vielen Schleswig-Holsteinern zuhause nur »mäßig christlich temperiert« zuing. Immerhin hat mein Vater mich zuerst gefragt, ob ich Pastor werden wollte. Das habe ich damals leidenschaftlich abgelehnt und darüber eine Umschulung aufs altsprachliche Gymnasium versäumt. Entscheidend für den Weg zum eigenen christlichen Glauben und für den Entschluß zum Theologiestudium wurde ein Deutsch-, Geschichts- und Religionslehrer an der Oberrealschule in Kiel-Wellingdorf. Studiert habe ich in Kiel, Berlin, Tübingen und Erlangen, am stärksten gelernt bei Karl Heim, Adolf Köberle, Paul Althaus und Werner Elert, später bei Heinrich Rendtorff, Hans Asmussen und Wilhelm Halfmann. Von diesen Männern habe ich lutherische Grundüberzeugungen übernommen. Da ich in der Zeit des Nationalsozialismus zu studieren begann, konnte der Theologiestudent die natürliche jugendliche Opposition ausleben im inneren Widerstand gegen die damals herrschenden politischen Ideen. Seitdem hat mich die Frage nach dem rechten Verhältnis zwischen Glaube und Politik nicht losgelassen. Trotz eines Kriegsstudiums hörte ich neben den theologischen Vorlesungen auch pädagogische, psychologische, philosophische und germanistische. Der Theologe sollte über den Zaun gucken. Gerade weil in jenen Jahren die Studienmöglichkeiten so begrenzt waren, habe ich die Liebe zur wissenschaftlichen Theologie und die Überzeugung von ihrer Notwendigkeit für die kirchliche Praxis nie verloren. Unter den bekannten theologischen Lehrern der Gegenwart fühle ich mich ange-

Prof. Dr. Dr. Wenzel Lohff (52 J.)

Zu meinen Grunderfahrungen gehört der Zusammenbruch von 1945, der Untergang des Minensuchbootes, auf dem ich Dienst tat, die Frage, was mit dem geschenkten Leben anzufangen sei. Meine wichtigsten Lehrer wurden W. Elert und P. Althaus. Treue zur Heiligen Schrift und Bekenntnis zum Evangelium und zugleich die ständige Aufgabe: »Alte Wahrheit auf neue Weise zu sagen« lernte ich hier. Die Unterscheidung und Verbindung von Gesetz und Evangelium war die Auseinandersetzung, die uns am leidenschaftlichsten bewegte. Den schmalen Weg zwischen Gesetzlichkeit und Antinomismus zu finden, erscheint mir bis heute als die aufregendste und immer neue Aufgabe – auch in politischen oder psychologischen Kontexten der Theologie.

In meinen eigenen theologischen Arbeiten habe ich neben Luther dann vor allem von Kierkegaard und Schleiermacher gelernt. In zwei Arbeitsgebieten bin ich dabei v. a. tätig geworden: Theologische Anthropologie und interkonfessionelle Lehrverhandlungen (luth.-ref.; luth.-kath.). Zur theologischen Anthropologie kam ich durch meine Tätigkeit an der Pädagogischen Hochschule München und vor der Aufgabe, weitgehend säkularisierten Studenten und Schülern christlichen Glauben als eine jeden Menschen betreffende Lebensweise nahezu legen. Dabei waren Auseinandersetzungen mit wissenschaftlichen und weltanschaulichen Menschenbildern nötig.

In die interkonfessionellen Lehrverhandlungen wurde ich durch meine Tätigkeit im Theologischen Ausschuß der VELKD und in zwischenkirchlichen Kommissionen eingeführt, wurde Mitverfasser der »Leuener Konkordie« und des sogenannten »Malta-Berichts«. Hier ist es die Besinnung auf das Ele-

Bischofskandidaten

Dr. Wilhelm Sievers (47 J.)

Zu Beginn des Studiums in Kiel war es vor allem Prof. W. Hertzberg, der es meisterhaft verstand, uns Studenten den »Sitz im Leben« alttestamentlicher Texte plastisch vor Augen zu führen. Er bestach durch die Souveränität, mit der er die Ergebnisse der Naturwissenschaft, der vergleichenden Religionswissenschaft und der historischen Forschung verarbeitete und uns lehrte, das AT »theologisch« zu lesen, d. h. das Besondere des israelitischen Gottesglaubens in den Zeugnissen des AT zu erkennen. Er weckte in mir die Liebe zum AT. Durch Prof. v. Rad wurde das Stadium des AT weiter gefördert. Hinzu trat in Heidelberg die neutestamentliche Exegese bei Prof. G. Bornkamm. Sie führte zur Auseinandersetzung mit der historisch-kritischen Forschung. Das mußte einen Studenten, der bisher in einem mehr oder weniger unreflektierten Glauben gelebt hatte, in eine Krise führen. Besonders beschäftigte mich dabei die Frage der Zuordnung von Glauben und Verstehen und die Umsetzung biblischer Aussagen in konkrete Lebensvollzüge. Im Ergebnis wurde die historisch-kritische Forschung von mir als Befreiung erfahren. Denken und Glauben brauchten fortan keine getrennten Wege zu gehen. In der Diskussion um Rö. 13, um die Zwei-Reiche-Lehre Luthers, sowie um die im wesentlichen von katholischer Seite geführte Auseinandersetzung zwischen Naturrecht und Rechtspositivismus begann mich die Relevanz biblischer Aussagen für den gesellschaftlichen und politischen Raum zu interessieren. Wenn es auch nicht möglich ist, einen absolut gültigen Normenkatalog aufzustellen, so muß doch immer wieder versucht werden, innerhalb einer Kulturgemeinschaft und einer Glaubensgemeinschaft Verständigung über Prinzipien zu erreichen, die auch dem positiven Recht und

Peter Stolt (51 J.)

Lehrer und Auseinandersetzungen:

Ich muß das, was dicht verwoben ist, auseinandernehmen. Die ersten Weichen hin zu »meiner« Theologie stellte Volkmar Herrtrich, damals Prediger in meiner Heimatgemeinde und AT-Dozent, von ihm ging ich weiter zu Gerhard v. Rad. Von beiden bin ich ins AT gebracht, will sagen, vor den »Gott in der Geschichte« gestellt, habe Wachstum und Weiterführung von Glaubenserfahrung begriffen und Mut und Schärfe prophetischer Predigt. Als ich bei Hans Joachim Iwand und Karl Gerhard Steck, damals in Göttingen, in Luther-Seminaren saß, berührte mich in der Theologie der Reformation die gleiche Bewegung: die Predigt, aus dem Hören der Botschaft heraus neu verantwortlich, als Schöpfungskraft in der Kirche, als Angebot der Heilsgewißheit, dazu die Bedeutung der lutherischen Christologie für die Tragfähigkeit von Glauben. Durch Iwand kam ich natürlich zu Karl Barth und gewann Lust für eine reformatorisch kirchliche Dogmatik, die auch kontrovers-theologisch handeln konnte. Dann kann ich Walter Freytag und D. T. Niles nicht vergessen, genannt für andere Lehrer der Ökumene, die mir die Dimension der Missio Dei öffneten, die Verpflichtung für ein gemeinsames Zeugnis und für den zeugnishaften Dienst für die Welt. Schließlich muß ich Ernst Lange nennen, der mir viel gesagt hat über Präsenz und Wirkung der Kirche in der Gesellschaft, über kirchliche Handlungsfähigkeit.

Von den Auseinandersetzungen, die man mitgemacht hat, ist bestimmend geblieben die um Natur und Gnade, um den »Anknüpfungspunkt«, um die Fähigkeit der Kerygmatheologie, ihre Welt- und Bildungsverantwortung wahrzunehmen. Ich hatte mich immer herumzuschlagen damit, wie theologische Erkennt-

zogen von Eberhard Jüngel, auch von seinen kleinen Schriften »Anfechtung und Gewißheit des Glaubens oder wie die Kirche wieder zu ihrer Sache kommt« und »Der Wahrheit zum Recht verhelfen«.

mentare und Verbindende, was den »Christen zum Christen macht«, was mich auch gegenwärtig bewegt.

2. Mehr noch als seine Lehrer prägen den Pastor die Erfahrungen in Amt, Kirche und Leben. Welche Erfahrungen sind für Ihre Auffassung vom Pastorenberuf und für Ihr Selbstverständnis als »Mann der Kirche« besonders wichtig gewesen?

Wichtig für mich war eine Zeit des Kirchengendienstes in Württemberg, weil ich am schwäbischen Pietismus lebendige Frömmigkeit kennenlernte. Als ein »Seminar« im Umgang mit Menschen hatten die 4 Jahre Kriegsdienstzeit von 1941–1945 jedenfalls diesen Nutzen für mich. Die erste schleswig-holsteinische Gemeinde, in der ich als Pastor tätig war, bestand aus sehr unterschiedlichen Teilen und hatte gerade tiefe Auseinandersetzungen hinter sich. Als ich von meinem Doktorvater, Heinrich Rendtorff, einen Rat erbat, sagte er nur einen einzigen Satz: »Verkündigen Sie das Evangelium so gut, wie Sie es

Die theologischen Grundfragen: »Wie kann man Glauben lehren« und: Wie können Christen auch aus unterschiedlicher geistiger Heimat Gemeinschaft finden – haben auch meine praktischen Erfahrungen bestimmt. Meine Arbeit in einer Münchener Randgemeinde mit Elendsquartieren und zwei Vorstadtdörfern ließ mich erfahren, daß nur über das ermutigende Wort an **den Einzelnen** ein Grund gelegt werden kann, auf den sich bauen läßt. So habe ich später neben der Professur zeitweise einen Auftrag für Studenten-seelsorge angenommen. Diese Erfahrung bewährte sich, als ich dann universitätspolitisch

dem politischen Handeln vorgegeben sind. Als Letzteres sei hier angeführt, daß mich im Zusammenhang meiner juristischen Dissertation über das sowjetische Verfassungsrecht die Auseinandersetzung mit dem Marxismus beschäftigt hat. Wichtig scheint mir die Feststellung, daß das Reich Gottes und das Reich des Satans wohl immer miteinander wachsen, so wie das Unkraut mit dem Weizen wächst und daß beide in der Zeit nicht voneinander getrennt werden können. Dementsprechend gilt, daß die Trennung zwischen Gut und Böse nicht zwischen bestimmten Menschengruppen erfolgen kann. Die Trennlinie geht »quer durch die Brust eines jeden Menschen« (Althaus).

Das praktische Handeln ergibt sich daraus, daß wir mit der Vorläufigkeit all unseres Tuns rechnen und leben müssen, daß wir immer nichts weiter als Haushalter sind und »die Dinge nur so haben können, als hätten wir sie nicht«, wie Paulus schreibt. Dabei stellt sich die Frage, ob der Mensch unter diesem Vorbehalt noch zu vollem Engagement fähig ist. Es ist möglich, meine ich, wenn der Mensch sich von der Vorstellung löst, er müsse alles allein machen und wenn seine Bereitschaft wächst, mit den Imponderabilien zu rechnen und aus der Hoffnung zu leben. Auf diese Weise bleibt er sich seiner Abhängigkeit von Gott bewußt und kann doch zugleich den ihm gesetzten Rahmen voll ausschöpfen.

Die entscheidende Prägung, die sich dann in der späteren Lebens- und Amtserfahrung vertiefen und erweitern konnte, habe ich im Elternhaus empfangen. Bei meinen Eltern erlebte ich christlichen Glauben als selbstverständlichen Bezugspunkt des Denkens und Handelns ohne pharisäische oder gesetzliche Züge. Christlicher Glaube war die Kraft, die vor Verbitterung und Verzweiflung bewahrte. Mich umgab eine Atmosphäre der Geborgenheit und der selbstverständlichen Gastfreundschaft. Ich habe christlichen Glauben als positive Lebenshaltung erfahren. Dazu gehört die Offenheit für den einzelnen

nis und Lehre in der Praxis zu vermitteln waren, wie es denn mit der Heilsaneignung sei unter den Bedingungen z. B. des Jugentlichen oder des Menschen, dem die Diakonie begegnet. In Auseinandersetzung mit den Humanwissenschaften, den verschiedenen Methoden und empirischen Erkenntnissen bin ich bis heute in dieser Debatte festgehalten.

Dann bin ich mit meiner Generation stark bestimmt von den Fragen der politischen Relevanz des Evangeliums und der Gemeindeexistenz, wie da richtig zu antworten ist. Wo bleibt die durch Christus geschaffene Einheit, wenn in der Gemeinde unterschiedliche Entscheidungen hervortreten? Ich bin skeptisch, wenn ich merke, daß theologisch formulierte Ansprüche nur Projektion politischer Überzeugungen sind, wenn die Gesetzlichkeit guter Werke die Versöhnung in Christus in Frage stellt – einfach gesagt: wenn man nicht mehr miteinander reden und beten kann.

Ich sollte zuerst mein Elternhaus nennen. Viele Freunde meiner Eltern gehörten zum Berneuchener Kreis. Ich habe Theologie und christliche Weltverantwortung zuerst von Laien kennengelernt. Dann fand ich nach dem Zusammenbruch meines jugendlichen Idealismus in der Gefangenschaft in einer brüderlich-erwecklichen Lagergemeinde zu einem persönlichen Glauben – eine Erfahrung, die sich später in St. Lukas-Fuhlsbüttel weitete. Die vier Pastoren dort in ihrem ganz unterschiedlichen pastoralen Stil haben mir damals ein Bild vom evangelischen Pastor gegeben, das nachhaltig geschützt davor war,

können«. Eigentlich hatte ich pastorale Weisheit, Konzeptionsideen und taktische Ratschläge erwartet, aber es war wohl richtig, sich zu konzentrieren auf die Mitte des Pastorendienstes, und das lag in der Linie des Bibelwortes zu meiner Ordination »Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, darin sie sollten selig werden als allein der Name Jesus.« – Daß der Pastor die Gemeinde non vi sed verbo leitet und für alle Gruppen da ist, galt es hier in Einfeld zu lernen. Fair zusammenhalten unter dem einen Herrn und doch nicht das Profil der eigenen Glaubensüberzeugung preiszugeben, das ist in der Leitung einer Gemeinde zu bewähren, und das ist nicht anders im Vorstand und der Generalversammlung vom Nordelbischen Missionszentrum oder im Konvent und in der Synode des Kirchenkreises Neumünster. – Während der Zeit im Landeskirchenamt habe ich gelernt, nach dem Recht zu fragen und die Hilfe korrekter Verwaltung hochzuschätzen, gerade damit die Kirche bei ihrer Sache bleiben kann.

(Vorsitz im Fakultätentag) und in Kirchenleitungsfunktionen (Rat der EKD) tätig wurde.

Menschen. Später erlebte ich bei Hausbesuchen, daß Menschen immer anders sind, als sie im System allgemeiner Zeitanalysen erscheinen. Mir wurde bewußt, wieviel Familien persönliche Sorgen und Nöte tragen, ohne daß etwas davon an die Öffentlichkeit dringt. Mir selbst ist wesentlich geworden, das Leben in seinen Widersprüchen anzunehmen und auch das Leiden als einen Teil des Lebens zu begreifen: Nicht, um das Leiden zu verherrlichen oder die Not zu rechtfertigen, sondern als Aufgabe, sich zu bewähren.

Eine andere Erfahrung ist die Schuld. Wer sich ihr offen zu stellen versucht, wird auch die Gnade der Vergebung entdecken. Sie ist die einzige Brücke, um ein gebrochenes Gemeinschaftsverhältnis zu heilen und dabei als Element der Freiheit zu wahren. Alle anderen Wege führen auf irgendeine Weise unweigerlich zur Unterwerfung des einen oder anderen Betroffenen. Wer ein öffentliches Amt inne hat wird sich im Besonderen bewußt, daß er seinen Dienst nur frei tun kann, wenn er von der Vergebung zu leben versucht; nicht als Freibrief, sondern als kritischer Maßstab und als Freiheit davon, sich um jeden Preis rechtfertigen und beweisen zu müssen. Motiv meines Dienstes ist es geworden, Menschen teilhaben zu lassen an den guten Erfahrungen, die mir selbst aus dem Umgang mit der Schrift erwachsen sind. Von daher hat das Gespräch mit dem Einzelnen und den Gruppen seinen besonderen Rang. Es möchte hinführen zur Sammlung der Gemeinde um Wort und Sakrament. Je bewußter dieser Weg vollzogen wird, desto zwangsläufiger muß er dann auch zur Entfaltung von Diensten führen, die gemeinsam wahrgenommen werden, wobei mir persönlich die Bereiche der Diakonie und der Erwachsenenbildung immer besonders nahe gelegen haben. Meine Sorge ist nur, daß in unserer Kirche vieles mehr vom Kirchensteuersystem als von den Gemeinden gedeckt wird. Doch habe ich deswegen keine Angst um die Zukunft der Kirche als Gemeinde. Schon im Elternhaus konnte ich den rasanten Wechsel des öffentlichen Urteils über die Kirche erleben. Mein Vater beeindruckte mich dabei durch seine unbedingte Zuversicht und Lauterkeit. Ich glaube daraus gelernt zu haben, daß es als Pastor vor allem darauf ankommt, seinem Auftrag und sich selbst treu zu bleiben.

ein Pfarrerbild absolut zu setzen. Aus der Jugendarbeit dieser Gemeinde kenne ich Kirche als Erneuerungsbewegung, deren Herz der Gottesdienst ist. Im Rauhen Haus hat sich das an Johann-Hinrich Wichern vertieft und mit der Diakonie verbunden.

In einem Jahr Stipendium in den USA erlebte ich begeisternd und beunruhigend zugleich die ökumenische Weite der Kirche.

Die wesentliche Erfahrung für mein Selbstverständnis ist der Umgang mit Jugend und den Jüngeren, mit denen ich durch meine Arbeit immer zusammengeblieben bin. Wie bei den Nachwachsenden anders gefragt wird, wie schwer es ist, ihnen das Evangelium und meine Kirchenerfahrung nahezubringen, aber auch, was es einem bringt, sich ihren Fragen zu stellen, das ist eine besondere Art Theologiestudium, die mich bis heute prägt.

3. In welchen Zeiterscheinungen sehen Sie die wesentlichen Herausforderungen, Aufgaben und Probleme, denen sich unsere Kirche und ihre Pastoren zu stellen haben?

Gehört Ihrer Ansicht nach auch die Umweltkrise dazu?

Herausgefordert sind m. E. christlicher Glaube und Kirche in unserer Zeit vor allem durch das, was etwas verkürzt mit Wohlstandsgesellschaft, Wegwerfgesellschaft und pluralistischer Gesellschaft bezeichnet wird. Wohlstand ist ein hohes Gut, aber wir dürfen uns nicht daran klammern auf Kosten anderer Völker in der Welt und zukünftiger menschlicher Generationen. Es ist beschämend, wie unter uns z. B. Nahrungsmittel, leere Flaschen und Verpackungsmaterial weggeworfen werden, das sind doch gute Gaben Gottes. Solch Wegwerfen signalisiert, wie die Menschheit auch andere Werte weggeworfen hat, den Halt und den Sinn des Lebens verliert. In solcher geistig indifferenten Umwelt gedeiht der Glaube schwer. Sich übersteigernde menschliche Ansprüche und das Mehr-haben-wollen ebenso in den sogenannten kapitalistischen wie in den sozialistischen Gesellschaftssystemen erschweren die Ansprechbarkeit für das Wort vom Kreuz Christi und von der Gnade. In dieser geschichtlichen Lage beschäftigen mich die Fragen, wie die an Jesus Christus glauben lernen, die noch nicht oder nicht mehr glauben können, und wie die christlichen Gemeinden Kirche in dieser Zeit und in unserer Welt werden und bleiben. Mich bewegen also besonders die Fragen der Glaubenserziehung, der Evangelisation und Mission, sowie des rechten kirchlichen Dienstes und der Gemeindeleitung. Dabei brauchen wir Orientierung, die wir in Bibel und Bekenntnis finden und durch Vergewisserung mit den Brüdern und Schwestern. Der Weg der Kirche durch die Gegenwart und in die Zukunft läßt immer neu fragen nach dem Konsensus, der Kontinuität und der Konzentration. Was der Auftrag Jesu Christi an seine Kirche ist, will erkannt und aufgegriffen werden, nicht zuletzt was unaustauschbar die Kirche tun und sagen muß und andere Gruppen in der Gesellschaft nicht aufgreifen. – Nach dem oben Gesagten ist deutlich, daß die Fragen des Umweltschutzes m. E. zu den wesentlichen Problemen gehören. Vor dem Begriff der Krise bin ich zurück-

Die Frage, ob das Leben des Menschen mit dem Menschen gelingt, die Frage, wie der Mensch die Erde, die er im Auftrag des Schöpfers gestaltet, auch fruchtbar erhalten kann, sind, sehr allgemein gesagt, die entscheidenden Fragen für menschliches Überleben und damit auch wesentliche Herausforderung für Kirche und Pastoren. Das Problem ist freilich, wie wir recht auf solche Herausforderungen reagieren. Das besondere Amt der Kirche und damit ihre eigentliche Herausforderung ist doch, das Evangelium zu bezeugen, d. h. Glauben, Mut und Heilsgewißheit auch in den Bedrohungen zu wecken. Vom Argen ist die Drohung mit der wirtschaftlichen Stagnation ebenso wie das unqualifizierte Angstmachen vor den »Katastrophen«. Evangelium begründet demgegenüber die Zuversicht, auch mit Wenigem auskommen zu können und ebenso Gelassenheit und Mut, wenn es darum geht, fehlerhaften Entwicklungen entgegenzuwirken – vor allem aber die unerschütterliche Zuversicht, daß Versöhnung und Solidarität unter den Menschen unserer eigenen Region ebenso wie in der Ökumene möglich sind. Grund: Phil. 3, 20.

Eine »Zeiterscheinung« gibt es zu allen Zeiten: Der Mensch will sein wie Gott. Da ist Sehnsucht nach Wahrheit, Gerechtigkeit und Frieden aber nicht unbedingt die Bereitschaft, sich auch von Gott führen zu lassen. Das tritt in unserer Zeit so besonders hervor, weil es sich kaum noch durch christliche Sitten und christliches Brauchtum verdecken läßt.

Diese Situation schafft derzeit eine Verunsicherung, die sich gelegentlich mit einer extremen Erwartungshaltung gegenüber der Kirche verbindet. Es ist die Frage an unsere Kirche, ob sie eine Sprache findet, die Menschen zu neuem Hören reizt, die herausfordert, im Evangelium den tragenden Grund des Lebens zu erkennen. Es ist notwendig, intensiv an solchen Gemeinschaftsformen zu arbeiten, in denen Menschen zugleich aus dem Geiste Gottes leben und sich wohlfühlen können. Viele Ansätze sind vorhanden. Die Kirche könnte dann der Ort sein, an dem Menschen zu Gott und zu sich selbst finden, an dem sie sich als Person entfalten können. Dadurch werden zugleich die Fähigkeit und Verantwortungsbereitschaft gefördert, um in den gesellschaftlichen Aufgaben mitzudenken und Impulse zu geben. Eine starke und lebendige Gemeinde der Christen ist die beste Voraussetzung für eine verantwortliche Gesellschaft. Selbstverständlich schließt Glaube an Gott die Verantwortung für die Menschen, für die Welt und für die Natur ein. Es ist darum keine grundsätzliche Frage, ob die Kirche sich in der Umweltfrage engagieren soll, zumal es sich um eine Überlebensfrage aller handelt, sondern es kann nur eine Frage nach der Art und Weise sein, nach den Möglichkeiten ihres Engagements. Außerdem ist zu bedenken, daß die Fragen der Energie, der Wirtschaft und der Sozialstruktur mit der Umweltfrage so eng zusammenhängen, daß diese Verflechtung die Dinge zusätzlich kompliziert macht.

Ich finde mehr und mehr, daß wir vor ständig wechselnder »Zeiterscheinung« die »Kirchenercheinung« aus dem Blick verlieren. Mich beschäftigt heute z. B., was für eine selbständige evangelische Überzeugung unter Christen getan werden muß und wie es zur breiteren Beteiligung der Gemeindeglieder am Gemeindeaufbau kommt. Mir scheint dies vom Zugang des evangelischen Christen zu seiner Bibel abhängig zu sein. Wenn nur noch der Pastor versteht, wie das, was getan wird, mit der Schrift und dem evangelischen Bekenntnis zusammengehört, kommen wir auf umgekehrtem Weg wieder zur Pastorenkirche zurück. Der »Pastor als Bürge« ist empirisch gesehen zwar ein Stabilitätsfaktor, dennoch ist das eine unevangelische Lösung. Dann sehe ich allerdings viele Herausforderungen vor mir – ein Katalog, der durch immer verfeinerte Krisenmeldeanlagen größer und komplizierter wird. Ich sehe Pastoren und Kirchenvorstände, denen die ungelösten und auch so schnell nicht lösbaren Probleme ständig appellativ in den Weg treten. Das Ritual der öffentlichen Stellungnahmen und demonstrativen Sofortmaßnahmen der Kirche befriedigt nicht mehr. Könnten wir uns gemeinsam auf einige exemplarische Prioritäten konzentrieren und im übrigen die Kirche als Leib verschiedener Glieder sehen, die auch unterschiedlich sich bewegen (oder stehenbleiben), ohne aus den Unterschiedlichkeiten einen selbstmörderischen Konflikt zu machen?

Für die Prioritätenliste möchte ich anmelden:
a) In der Perspektive, die die Sorge für den Einzelnen in den Blick faßt: Befähigung der Gemeinde für konkrete diakonische Hilfen, durch Seelsorge, Beratung und mittragende Gruppen; b) in der sozialen und gesellschaftlichen Perspektive: Einarbeitung in die Umstellungskrisen unserer Gesellschaft, besonders in die Probleme wirtschaftlicher Gerechtigkeit und die der Freizeitgesellschaft. Mich beunruhigt die Plausibilität, die der Neomaximus bei jungen Menschen findet. Ich merke, wie das kirchliche Denken, das sich inzwi-

haltend. Die Umwelt ist nicht nur unsere Krise, sondern Wirklichkeit, an der wir durch Natur und Geschichte teilhaben und vor allem zu verantwortende Aufgabe. Zu dieser Umwelt gehört der Unglaube.

4. Falls Sie Umweltverantwortung für eine wesentliche kirchliche Aufgabe halten, wie lassen sich dann Ihrer Meinung nach schöpfungsethische Maximen in einer Volkskirche zur Geltung bringen, die sich sozialeschlechtlich weltgehend den säkularen Dogmen vom wirtschaftlichen Wachstum und industriegesellschaftlichen Fortschritt unterworfen hat?

Hier möchte ich zunächst eine Formulierung der etwas suggestiven Frage eingrenzen. Hat unsere Kirche sich wirklich weitgehend den säkularen Dogmen vom wirtschaftlichen Wachstum und industriegesellschaftlichen Fortschritt unterworfen? Ist das nicht zu pauschal und grob geurteilt? Ich kenne nicht wenige Christen, die Luthers Erklärung zum 1. Gebot immer ernst genommen und dem Fortschrittsoptimismus widersprochen haben: Wer helfen will, daß wir miteinander nicht nur auf eigenen Wohlstand, das Habenwollen starren und das Heil verdunkeln, sollte andere nicht nur schocken oder gar in Weltverdrossenheit drängen. Die neuen Erkenntnisse über Umweltschutz werden in der Wirkung beeinträchtigt durch unangemessenes Emotionalisieren. Der spezifische Beitrag der Kirche besteht darin, zu helfen bei dem richtigen Glauben an den Schöpfergott, bei der konkreten Nachfolge Christi und bei der Hoffnung auf unseren Herrn, das jüngste Gericht aber Gott zu überlassen. Damit ermutigt die Kirche, sich einzusetzen für eine gerechtere und friedlichere Welt und die Meinung zu überwinden, daß der Mensch das Maß aller Dinge wäre und nur technische Sachzwänge die Welt regierten. Der Glaube an den dreieinigen Gott kämpft immer mit den Götzen der Zeit. Neue schöpfungstheologische Arbeiten haben weiterführende Einsichten gebracht. Im theologischen Aufarbeiten der Umweltprobleme hat in Nordelbien W. Hohlfeld Wichtiges beigetragen, vgl. das Büchlein »Kernfragen«.

Zunächst allgemein: Kirche des Evangeliums ist nach meiner Überzeugung Volkskirche, weil das Evangelium allen gilt. Nicht nur die gottesdienstliche Predigt, auch Kasualien und volkscirchlicher Brauch sind Wege, auf denen das Evangelium auch heute, keiner Statistik erfaßbar, zum Ziele kommt. Das Dilemma der Volkskirche liegt in der großen Bereitschaft der Menschen zu ihr – bei gleichzeitig immer stärkerem Verlust auch des elementaren Glaubenswissens. Nach meinen Hamburger Erfahrungen besteht ein gewaltiges Verlangen nach »einfacher Lehre« und Lebensorientierung.

Zur konkreten Frage: Auch der Aufruf zum »Bewahren der Schöpfung« muß als Weg der »besseren Lebensgerechtigkeit«, als Entlastung, als Befreiung vom Leistungszwang glaubhaft gemacht werden, dann wird er dem Glauben an Wachstum und Fortschritt überlegen sein. Viel bedrohlicher als der Glaube an Wachstum erscheint mir die Eigengesetzlichkeit der Entwicklung der technischen Zivilisation (Max Weber: »Das stählerne Gehäuse«), bei der wir fragen müssen, w überhaupt sie noch beeinflussen kann. Hier gerät der Glaube unter Umständen in die Situation, Gottes Walten auch »unter der entgegengesetzten Erfahrung« (Luther) zu bekennen.

schen mit Pädagogik, Psychologie und Soziologie auseinandergesetzt hat, die Ökonomie noch nicht gesehen hat.

genannten Probleme haben einen technisch/wirtschaftlichen und einen ethischen Aspekt, ohne daß sich beide klar voneinander trennen lassen. Es muß eine Zusammenarbeit aller verantwortlich denkenden Menschen erreicht werden. Die Kirche kann dafür Bereitschaft zu wecken suchen, sie kann Forum sein. Von ihren eigenen Voraussetzungen her wird sie immer wieder die Natur als anvertraute Schöpfungsgabe Gottes ins Bewußtsein rücken. Israel kann als Modell herangezogen werden, daß Menschen die Natur so annehmen wie Israel das Kulturland angenommen hat: Als Leihgabe zu treuhänderischer Verwaltung. Es ist die Frage, wieweit Menschen darauf ansprechbar sind, gegenüber Dogmen des Wirtschaftswachstums und des Fortschritts anderen Werten den Vorzug zu geben und sich selbst gerade im Konsumbereich Beschränkungen aufzuerlegen. Es ist nicht zu leugnen, daß an dieser Stelle ein Problembewußtsein im Wachsen ist, aber es muß vorerst offen bleiben, ob eine Bewußtseinsänderung auch zu einem veränderten Verhalten in der Gesamtgesellschaft führt. Für die Kirche und die Christen kommt viel darauf an, ob sie selbst fähig sind, mit gutem Beispiel voranzugehen und so prägend auf ihre Umwelt zu wirken.

Ja, die Umweltverantwortung halte ich vielleicht sogar für die wesentlichste Herausforderung, denn hier ist Verschiedenes ursächlich gebündelt. Hier sehe ich nicht nur technische oder politische Probleme, sondern die Frage nach der Grundeinstellung zum Leben. Wirtschaftliches Wachstum und Fortschritt der Industriegesellschaft kann ich allerdings nicht nur als säkulare Dogmen ansehen. Darin liegen ja auch wichtige sozialpolitische und zivilisatorische Impulse. Aber in der Zeit des Aufbaus nach 1948 ist das Wachstum einseitig und unkontrolliert gelaufen und allerdings zur Fortschrittsideologie geworden, die jetzt gefährliche Züge erschreckend erkennen läßt. So hat unsere Gesellschaft, als Teil der Weltgesellschaft, tiefgehende Umstellungskrisen durchzustehen. Um einen neuen Stand zu bekommen, ist der erste Artikel von uns neu zu entdecken und Werte und Maßstäbe hier neu zu verankern, besonders der Schutz- und Fürsorgeauftrag vor der Schöpfung. »Schöpfungsethische Maxime« sind nicht nur als Apell, sondern in einer lebensgestaltenden Praxis vorzustellen. So halte ich das Vorbild von kleineren Gruppen, die einen alternativen Lebensstil versuchen, für entscheidend wichtig. Die Kirche wird ihnen Raum geben und prüfend das Gute schützen. Offensichtlich gibt es ein großes Potential von (nicht nur jugendlicher) Sensibilität und Fähigkeit zum Mitdenken bei diesen neuen politischen und ethischen Aufgaben. Es ist erforderlich, daß Christen und die Kirche die unvermeidlich entstehenden Konflikte interpretieren und in ihnen vermitteln. Es wird ja oft um bewußtes Eingreifen in einen Prozeß noch unbewußter oder auch verschleierte Ausbeutung von Mensch und Natur gehen. Die »Tendenzwende« braucht

5. Die Predigt von Gesetz und Evangelium und der Ruf zur Umkehr sind nie populär im demoskopischen Sinne gewesen. Wie beurteilen Sie angesichts dessen das Vorhaben, in der Nordelbischen Kirche die »Pfarrstellenbesetzung auf Zeit« einzuführen und die Pastoren dadurch zu zwingen, sich alle 10 Jahre einem »Popularitätstest« zu unterziehen?

Dankbar bin ich für diese Frage, weil sie Gelegenheit gibt, etwas zu »Gesetz und Evangelium« und zum Pfarrstellenbesetzungsgesetz zu sagen. In der Tat scheint mir, daß die Predigt von Gesetz und Evangelium die **aktuelle** Aufgabe kirchlichen Dienstes umschreibt, freilich mit Vokabeln alter lutherischer Theologie. Gesetz und Evangelium zu unterscheiden, ohne sie zu trennen, bleibt die wichtigste, immer neue Aufgabe der Theologie. Wir müssen es anders sagen, aber die Kirche der Gegenwart hat nichts anderes zu bringen, wenn sie bezugt, was die Heilige Schrift sagt. Was Gott dem Menschen durch Christus schenkt, ist nicht durch Moralismus oder hemmungslose Freiheit zu ersetzen. Der Ruf zur Umkehr ist uns aufgetragen, das Wort Gottes als Gesetz und Evangelium. Aber nun zum Pfarrstellenbesetzungsgesetz. Die gesetzlichen Regelungen dieser Materie können verschieden aussehen. Sie müssen angemessen sein, und die Synode hat nun entschieden. Den Vorwurf, daß die Pastoren gezwungen werden sollten, sich alle 10 Jahre einem »Popularitätstest« zu stellen, empfinde ich als unsachlich. Ich gehörte zum Ausschuß »Pfarrstellengesetz«, der ja einstimmig für den sog. § 7a votierte. Mir war es zugefallen, vor der Synode die theologischen Intentionen der Ausschußvorlage noch einmal zu interpretieren, gerade weil ich persönlich mich getroffen fühlte von dem erhobenen Vorwurf eines Verstoßes gegen Schrift und Bekenntnis. Mir ist das Gegenüber vom Amt und Gemeinde wichtig. Beide haben ihre Würde von Christus her. Das schließt gegenseitige Unterordnung aus und fordert Partnerschaft und Kooperation. Ich meinte, daß

Die Predigt soll »dem Volke auf's Maul schauen« aber nicht dem Hörer »nach dem Munde reden«. Insofern glaube ich weder, daß eine treffende Predigt unpopulär, noch daß eine angepaßte populär sein muß. Die Diskussion um die »Pfarrstellenbesetzung auf Zeit« weist auf ein tiefer liegendes Problem: den allgemeinen Abbau des Zutrauens auf überkommene Autorität, das Verlangen nach mehr Mobilität, nach größtmöglicher Partizipation an der Gestaltung der Gemeinden. Vielleicht müssen die Rechtsinstitute verbessert werden, die falschen Stellenbesetzungen entgegenwirken. Dafür sind verschiedene Modelle denkbar. Eine allgemeine »Pfarrstellenbesetzung auf Zeit« kann ich nicht für den geeigneten Weg halten, das anstehende Problem zu lösen. Dabei würde meines Erachtens durch generelle gesetzestechnische Weise zu lösen versucht, was doch immer einen Einzelfall betrifft. In Kauf genommen werden müßte dafür Unsicherheit hinsichtlich der »Langzeitbegleitung« einer Gemeinde durch ihren Pastor. Gerade die gehört erweislich zu den stärksten Wirkungen der Kirche auf die Menschen und auf ihr Gefühl der Kircheng Zugehörigkeit.

eine Gewissensbildung, die dann politischen Entscheidungen die Basis zu geben vermag. Daß die Kirche in ökumenischer Gemeinschaft lebt und von den Nöten ihrer Mit-Glieder im Nord-Süd-Gefälle weiß, wird sie besonders umsichtig machen.

Die polemische Formulierung »Popularitätstest« ist der hier diskutierten Sache sicher nicht angemessen. Mir scheint die Freiheit der Verkündigung durch eine befristete Anstellung in einer Pfarrstelle im Prinzip nicht unbedingt beeinträchtigt zu sein. Aber neben einer Reihe von praktischen und rechtlichen Bedenken gegen die Befristung könnte vor allem durch eine solche Regelung das gegenseitige Vertrauensverhältnis zwischen Pastor und Gemeinde beeinträchtigt werden. Das sollte vermieden werden.

Dieses Gesetzgebungsvorhaben sehe ich als ernstes Warnzeichen. Meines Erachtens äußern sich hier nicht abstrakte demokratische Prinzipien, sondern eine offenbar nicht unerhebliche Gemeindeerfahrung, ein zum Teil tief eingefressenes Unverständnis zwischen Amt und Gemeinde. Und es ist leider für unseren Umgang mit Schwierigkeiten typisch, daß gleich eine »gesetzliche Regelung« angestrebt wird. Damit wird das Problem nicht gefaßt werden. Ich halte das Vorhaben für ungut. Natürlich gibt es z. B. in der Evangelisch-methodistischen Kirche ein ganz normal funktionierendes Modell von Pfarrstellenbesetzung auf Zeit. Aber eben aus anderer Geschichte und Theologie erwachsen. Die lutherische, deutsche Regelung hat auch ihre Geschichte und Theologie, und es sollte nicht übersehen werden, daß sie nicht einseitig zugunsten des Pastors gedacht ist, sondern für die der Gemeinde dienenden Freiheit des Predigtendienstes. In den Kirchenordnungen ist die Erkenntnis vom Recht der Gemeinde allerdings erst ansatzweise eingebracht. So muß sich der Pastor als Theologe dieser Aufgabe offen stellen. Wehgeschrei auf beiden Seiten sollte auf seine Bedeutung für die gegenseitige Beziehung geprüft werden. – Für mich ist die Angelegenheit ein Hinweis, daß wir an rechtzeitiger Gemeindeberatung knapp sind. Nicht nur Visitationen als Besuch zur Gemeindeberatung sollten hier empfohlen werden. Ganz allgemein sollten die Supervisionseinrichtungen unserer Kirche – wozu ich auch die »Episcopen« rechne – stärker für eine Gemeindeberatung befähigt und freigehalten sein.

durch das Modell § 7a das Denken und Handeln aus geistlicher Vollmacht bei der Gemeinde und beim Pastor hätte verstärkt werden können. Die Probleme beim Stellenwechsel sollten auch institutionell besser geregelt werden. Die Sorge einer falschen Demokratisierung teile ich, und in der Tat gibt es keine allgemeingültige Regel, wie lange der Pastor eine Stelle innehaben sollte, was der Gemeinde und dem Pastor am förderlichsten ist. Allerdings sollte fast immer der Pastor aus seiner ersten Stelle einmal wechseln.

6. Welche Bedeutung messen Sie unter den heutigen Verhältnissen den Pastorenvereinen als unabhängigen Zusammenschlüssen der »Diener des Wortes« bei?

Seit 1949 gehöre ich dem Pastorenverein ununterbrochen an, das ist schon eine Antwort. Es gibt legitime, auch zu vertretende Interessen des Pfarrstandes, genauso wie der kirchlichen Mitarbeitergruppen. Der Pastorenverein hat gut daran getan, daneben ebenso sich zu bemühen um die geistlichen Grundlagen des ministerium verbi divini. Dem Verdacht, es ginge uns um Standesprivilegien, muß mit guten Gründen begegnet werden. Neben dem Pastorenverein haben andere Zusammenschlüsse ihr gutes Recht wie die von Jahrgangsfreundschaften oder von Gruppen theologischer Gemeinsamkeiten, wenn sie die Bruderschaft in den amtlichen Konventen nicht sprengen.

Demokratische Strukturen erhöhen die Möglichkeit der Partizipation und erschweren Konsensusbildung. Angesichts der Meinungsppluralität sind deshalb unabhängige Zusammenschlüsse wichtige Faktoren der Meinungsbildung. Die Pastorenvereine können sich in diesem Sinne als Mitgestalter der Verfassungswirklichkeit der NELK erweisen. Dann kommt ihnen angesichts des durch die NEK-Verfassung ausgelösten Ringens um das Verständnis des geistlichen Amtes sicher große Bedeutung zu.

Die Pastorenvereine haben sicher bei ihrer Gründung am Ende des vorigen Jahrhunderts ihre Berechtigung gehabt als Organ für Versorgungseinrichtungen, als Standesvertretung und als Fortbildungsinstitut. Da diese Aufgaben heute auch von anderer Seite wahrgenommen werden, besteht für die Fortführung der Pastorenvereine keine zwingende Notwendigkeit mehr. Das schließt aber nicht aus, daß sich die Pastorenvereine durch neue Aufgaben auch für die Zukunft legitimieren.

Zwei Pastorenvereine habe ich als Mitglied kennengelernt, Hamburg und Westfalen. Ich habe sie immer unter ihrem »Vereins«-Image leiden sehen. Davon kommen sie offensichtlich schlecht frei. Ich kenne dagegen die brüderlichen Zusammenschlüsse unserer Diakone und der Diakonissen, weiß auch von der Bekenntnisgemeinschaft während des Kirchenkampfes. Der deutsche Pfarrer, als Akademiker und Beamter, muß da sein Schicksal als Individualist spüren, der sich nur in Vereinsform locker verbinden kann. Aber man stehe zu dem, was man hat! Die Pfarrervereine sollen Interessenvertretung sein, mit allem, was dazugehört. Das Hauptinteresse wird der Arbeit an den Fragen gewidmet sein, die Amt und Rolle des Pfarrers betreffen, in allen Veränderungen, die sich abzeichnen. Gerade die Pastorin, der Pastor ist auf Mitarbeitergemeinschaft aus, wie kommt es zur Offenheit hin zur hauptamtlichen Mitarbeitergemeinschaft? Wie gehört der Ehepartner dazu? Was wird aus dem Pfarrhaus? Vor allem wird der Pfarrverein soziale, brüderliche Kraft zu vermitteln suchen, denn die Einsamkeit des Pastors ist immer noch sprichwörtlich.

7. (Sie sind mit den Gegebenheiten im Sprengel Hamburg vertraut, kandidieren aber für den Sprengel Schleswig.) Welche Möglichkeiten sehen Sie, die unterschiedlich strukturierten Regionen der jungen Nordelbischen Kirche in ihrer jeweiligen Eigenart zu würdigen und zu bewahren und sie doch zu einer Kirche zusammenwachsen zu lassen?

Zunächst ist Nordelbien nicht nur neugeschaffene Aufgabe, sondern auch überkommene Realität. Amüsiert habe ich festgestellt beim Vertiefen in Helmolds Slawenchronik im vorigen Jahr, daß er bereits von Nordelbien spricht. Auch in der ersten Nordelbischen Synode zeigen sich kaum Schwierigkeiten, die nur durch die Verschiedenheiten der Regionen verursacht wären. Die gemeinsam angenommene Verantwortung für die eine Nordelbische Evangelisch-Lutherische Kirche ist beglückend. Andererseits müssen wir sicher miteinander weiter hineinwachsen in die größere eine Kirche. Das zeigt sich bedrückend vor der Aufgabe, viele neue Gesetze zu schaffen. Daneben hat gerade auch der nördlichste Sprengel seine eigene Geschichte und sein besonderes Gesicht. Die vielfältige, schwer überschaubare nationale und kirchliche Geschichte dieses Gebietes, auch in der geographischen Vielgestaltigkeit will mit Liebe angenommen und mutig fortgeführt werden. Dabei denke ich auch an Nord-schleswig. Meine eigene Familie stammt ganz aus dem Bereich, der mit den Städten Friedrichstadt, Husum, Schleswig, Kappeln, Ekernförde, Kiel, Rendsburg umgrenzt werden kann. Ich bin ein wenig stolz darauf, daß ein Peter Houwenschildt den Vertrag von Ripen mitunterzeichnet hat. Der größeren Einheit in der Kirche ist immer gedient, wenn das bewährte Eigene bewahrt werden kann. Das gilt auch für die ökumenische Entwicklung und innerkirchliche Einheit. Separation kann zwar Ausdruck bedrängter Gewissen sein, aber enthüllt wohl immer auch menschliche Ungeduld und Aufgeregtheit, kaum die gelassene Gewißheit evangelischen Glaubens.

Es ist schwierig, eine solche Frage im voraus zu beantworten. Strukturelle Ungleichheiten der Regionen benötigen eine kluge kompensatorische Strukturpolitik. Doch Zusammenwachsen zu einer Kirche ist keine Sache, bei der man Ungeduld zeigen darf. Als Grundsatz würde ich nennen, daß die Unterscheidung der Gaben nach 1. Kor. 12 auch für die Regionen einer neuen Kirche Gültigkeit hat. Wichtig ist, daß jede Region ihre Eigenart bewahren und für das Ganze fruchtbar machen kann: Ländliche Regionen etwa die größere Nähe zu Grund- und Grenzerfahrungen des menschlichen Lebens – besonders, wo der Pastor das Letzte aus der Trias mit Lehrern und Bürgermeister geblieben ist. Stärken des Vertrauens in die Bereitschaft zur Kooperation scheint mir die nächstliegende Aufgabe.

Wir danken Ihnen – liebe Brüder Hauschildt, Lohff, Sievers und Stolt – für Ihre ausführlichen und aufschlußreichen Antworten.

Die NEK hat zwar den Zusammenschluß der vier ehemals selbständigen Kirchen gebracht, aber sie hat gleichzeitig die Verwaltungskompetenzen auf die Mittelinstanz delegiert. Damit hat das Eigenleben der Region eine starke Stütze gefunden. Die Beratungen des Finanzausgleichsgesetz haben bereits den allgemeinen Willen gezeigt, besondere Strukturen zu berücksichtigen und zu einem vertretbaren Kompromiß zu kommen. Für die Zukunft wird es darauf ankommen, daß man unterschiedlich gewachsene Traditionen respektiert und daß sich Stadt und Land füreinander verantwortlich fühlen. Die NEK bietet viele Möglichkeiten des Austausches und der gegenseitigen Anregung, sowie eine bessere Ausnutzung gesamtkirchlicher Einrichtungen. Die gemeinsame Vorbereitung des Kirchentages 1981 in Hamburg bietet meines Erachtens einen hervorragenden Anlaß, durch gemeinsame Arbeit weiter zusammenzuwachsen.

Die sieben Jahre in Westfalen, in einer Flächenkirche mit ganz unterschiedlichen Regionen, haben mir eine Menge beigebracht vom Wechselspiel zwischen Region und Gesamtkirche. Die Bedeutung geschichtlicher Wachstümlichkeiten, die Funktion von Entfernungen z. B. Ich meine, das wird gewürdigt, wenn Propsteien und Kirchengebiete ihre Interessen möglichst farbige (vielleicht auf Gebietskirchentagen oder in Mitarbeiterhilfen) darstellen und einbringen. Muß der Stadt-Land-Problematik nicht besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden, um bewußt gegenzusteuern gegen einseitige Konzentration von Kräften und Mitteln? Die Gesamtkirche, d. h. vor allem die Synode, hat die Pflicht, regionale Interessen zu hören und zu berücksichtigen. Die Dienste und Werke sind sicher Instrumente für die gesamtkirchliche Einheit, bei Zurüstung, Fortbildung, Treffen, in der Vikarsausbildung. Sie müssen abgewogen auf regionale Eigenständigkeit eingehen. Die Konstruktion des Nordelbischen Bischofsamtes mit seiner Verkoppelung von Sprengel-Verantwortung und gesamtkirchlichen Aufgaben könnte sich dabei als hilfreich erweisen. Aber für das Zusammenwachsen spielt Zeit (!!), Geduld und Vermeidung von Mißtrauen eine große Rolle.

Ein zweites Mal: Pfarrstellenbesetzung auf Zeit

Das Thema wurde in der Februar-Nummer des »Forum« ausführlich behandelt. Nunmehr hat die Nordelbische Synode entschieden. Mit dem knappen Stimmenverhältnis von 60 : 52 : 2 lehnte sie eine Aufnahme des § 7a der Vorlage des Pfarrstellenausschusses in das Pfarrstellengesetz ab. Nach ihm sollten Pfarrstellen für Kirchengemeinden zunächst auf zehn Jahre besetzt werden. Die Synode war erneut in eine ausführliche Sachdebatte eingestiegen. Als eine Alternative war die Vorlage der Kirchenleitung eingebracht worden. Sie wurde schließlich fast einhellig angenommen. Danach erscheint im Anwendungsgesetz und Ausführungsgesetz zum Pfarrergesetz der VELKD eine Bestimmung zu § 71, die vorsieht, daß nach Ablauf einer zehnjährigen Amtszeit des Pastors in einer Gemeinde der Kirchenvorstand unter dem Vorsitz des Propstes und in Gegenwart des Pastors über die bisherige gemeinsame Arbeit berät. Das Ergebnis dieser Beratung ist beschlußmäßig festzustellen. Mit einer Mehrheit von zwei Dritteln der Mitglieder des Kirchenvorstandes kann dieser in geheimer Abstimmung den Pastor bitten, sich um eine andere Pfarrstelle zu bewerben. Wird dieser Bitte innerhalb eines Jahres nicht nachgekommen, tritt der Pastor in den Wartestand. Ihm kann ein Dienstauftrag erteilt werden.

Die nordelbische Pastorenvertretung hat die Kirchenleitungsvorlage nicht als die echte Alternative angesehen. Sie brachte den Antrag ein, daß der Kirchenvorstand im Zusammenhang mit einer propstlichen oder bischöflichen Visitation über die gemeinsame Arbeit beraten solle und der Visitor aufgrund der Beratung dem Pastor raten könne, die Pfarrstelle zu wechseln. Die schon im Pfarrergesetz verankerte Zehnjahresfrist solle abgelehnt werden. Die Pastorenvertretung ist mit ihrem Antrag – da die Kirchenleitungsvorlage angenommen wurde – unterlegen. Von entscheidendem Gewicht erwies sich die Darstellung einer neueren (?) Auffassung über die Aufgabe einer Visitation. Sie habe nicht kontrollierenden sondern beratenden Charakter.

Was ist zu Beratung und Ergebnis auf der Synode zu vermerken?

1. Mit einer begrüßenswerten Ausführlichkeit haben sich Kirchenkreiskonvente und auch -synoden mit dem Thema beschäftigt. Ihre Stellungnahmen lagen als Tischvorlage gesammelt der Synode vor. In der Debatte spielten sie jedoch bedauerlicherweise so gut wie

keine Rolle. Man fragt sich, mit welchem Echo künftig Bitten um Stellungnahmen aufgenommen werden, wenn die Erfahrung ist, daß sie keine Berücksichtigung finden. Selbstverständlich haben Synodale kein imperatives Mandat. Wozu also, wird die Frage sein, eine derartig breite Befragung? Dies ist ein kirchenpolitisch zu bedenkender Aspekt.

2. Ein psychologischer oder »kirchenklimatischer« Aspekt kommt hinzu: Immerhin haben runde Zweidrittel der befragten Konvente und Kirchenkreise jegliche Zeitbefristung (auch nach der Kirchenleitungsvorlage!) abgelehnt. Ihre vorgebrachten Argumente spielten ebenfalls keine Rolle. Ja, den Gegnern der Befristung wurde (gerade von theologischen Synodalen) schlichtweg unterstellt, die Reaktion sei aus Angst und Unsicherheit erfolgt und Müdigkeit der Gemeinde werde nicht gewollt. Gegen Behauptungen dieses Charakters läßt sich schwer argumentieren. Man kann sie nur zurückweisen. Sie wischen die erstaunlich aspektreichen und wohlbegründeten Konvents- und Kirchenkreisbeschlüsse emotional vom Tisch. Spätestens hier wurde deutlich, daß es im Grunde eines noch längeren Klärungsprozesses in der Landeskirche bedürft hätte.

3. Mit der jetzigen Lösung werden Pastoren und Gemeinden nun ihre Erfahrungen machen. Sie werden damit leben müssen und können. Die Kirchenleitung ist von der Landessynode beauftragt worden, nach fünf Jahren zu berichten. Ob allerdings eine optimale Lösung gefunden wurde, bleibt jetzt schon zweifelhaft. »Das Ringen um einen Impuls zur »Erneuerung der Kirche« ist nicht vergeblich gewesen«, schreibt euphorisch Schnellbericht von der Nordelbischen Synode. Gerade hierin werden sich aber viele enttäuscht sehen. Denn wenn es erklärte Absicht der Synode war, die mehrheitlich als Motiv von den Konventen begrüßt wurde, die Gemeinden zu stärken und ein besseres Miteinander von Pastoren und Gemeinden (Kirchenvorständen) zu fördern, so ist gerade dies in einer nun gesetzlich fixierten Zeitschablone steckengeblieben. Gemeinden und Pastoren werden sich wahrscheinlich besser »an der Basis« Gedanken machen, wie ein lebendiges Verhältnis von Amt und Gemeinde gestärkt wird. Dies ist in der Tat besser ohne Gesetz anzustreben und durchaus nötig und möglich.

Hans-Peter Martensen

Deutscher Pfarrertag in Emden

vom 18. bis 20. September 1978

Thema: Positionen verlassen – Raum gewinnen

Programm

Montag, 18. September

- 15.00 Uhr Eröffnung einer Ausstellung zum Deutschen Pfarrertag im Rathaus
17.00 Uhr Eröffnungsgottesdienst Neue Kirche
Predigt: Landessuperintendent Dr. Gerhard Nordholt, Leer
18.30 Uhr Begrüßungsabend auf See (Fahrt mit MS »Nordlicht«)

Dienstag, 19. September

- 9.00 Uhr Nordseehalle Emden:
Morgenandacht
Kirchenpräsident Schröder, Uelzen
10.00 Uhr **Vorträge zum Thema**
1. Dr. Wolfgang Huber, Heidelberg
2. Dr. Gerd Heinz-Mohr, Rhaunen
12.30 Uhr Gemeinsames Mittagessen
Nordseehalle und Emdener Gemeindehäuser:
(Einzelheiten in der Tagungsmappe)
14.30 Uhr **Arbeitsgruppen zum Thema**
Theologie
1. Offene Volkskirche – Bekennende Kirche
2. Der Pfarrer: Stabilisator – Inspirator
Umwelt
3. Wachsen lassen – verzichten müssen
4. Der Pfarrer: Befangener Bürger – befragter Bürge
Anthropologie/Ethik
5. Kirche im Dorf – Kirche im Neuland
6. Der Pfarrer: Hüter der Ordnung – Helfer zum Leben
Pfarrer und Familie
7. Sich selbst verwirklichen – sich aufopfern
8. Der Pfarrer: Unter dem Diktat der Termine –
unter dem Diktum Gottes
20.00 Uhr Treffpunkte in Emden

Mittwoch, 20. September

- 9.00 Uhr Abendmahlsgottesdienst, Martin-Luther-Kirche
Predigt: Landesbischof D. Eduard Lohse, Hannover
10.15 Uhr **Sonderprogramm**
a) Besichtigung in Emden mit Hafenrundfahrt bis 13.00 Uhr
b) Fahrt an die Küste bis 17.00 Uhr
c) Fahrt nach Aurich
Besuch bei der Ostfriesischen Landschaft bis 17.00 Uhr
d) Fahrt nach Holland bis 18.30 Uhr
e) Dampferfahrt nach Borkum bis 19.30 Uhr

Emden ist eine Reise wert

- nicht nur, weil es für uns Nordelbier beinahe vor der Haustür liegt, sondern auch, weil das dort behandelte Thema für uns Pastoren so hautnah ist.

»Positionen verlassen – Raum gewinnen«

- was das u. a. bedeutet, wurde vorbereitend bereits in einer le-senswerten Artikelserie des Deutschen Pfarrerblattes entfaltet. Wer diese Artikel nicht gelesen hat, kann sich aber auch anhand des Tagungsprogramms und der dort aufgezählten Arbeitsgruppen-Themen einen Eindruck über die praxisbezogene Aktualität der Fragestellungen verschaffen.

Wir meinen jedenfalls: Emden ist eine Reise wert.

- Deshalb haben wir nicht nur darauf hingewirkt, daß der Deutsche Pfarrertag 1978 in Emden für uns nordelbische Pastoren als Fortbildungsveranstaltung anerkannt wird, sondern wir ermöglichen den Mitgliedern unseres Pastorenvereins in Schleswig-Holstein-Lauenburg sogar eine

kostenlose Hin- und Rückreise!

Zögern Sie nicht zu lange mit Ihrer Anmeldung zu dieser kostenlosen Fahrt (Anmeldung bei Hans-Peter Martensen, Lorentzendamm 41, 2300 Kiel, Tel.: 04 31 / 5 13 03), denn auch ein großer Reisebus hat schließlich nur eine begrenzte Platzzahl.

Herausgegeben vom Pastorenverein in Schleswig-Holstein und Lauenburg
Vorsitzender: Pastor Hans-Peter Martensen, Lorentzendamm 41, 2300 Kiel 1

Schriftleitung Pastor W. Hohlfeld, Gabrielwarft, 2260 Dagebüll 2

Herstellung Kraft Druckerei KG, Rendsburg